

MARTIN BEYER

UND ICH
WAR DA

R O M A N

ullstein 

Das Ende am Anfang

Als ich am 23. Februar 1943 auf den Acker lief, war ich in meinen vierundzwanzig Lebensjahren dreimal dem Tod begegnet. Mit *begegnet* meine ich, dass der Tod direkt vor mir stand, mir in die Augen blickte und prüfte, ob ich so weit bin oder ob er mich noch einmal gehen lassen muss. Ich meine damit nicht die vielen Anlässe, an denen ich den Tod zwar gesehen habe, er mich aber nicht. Als er unmittelbar neben mir stand und einen Kameraden mitnahm. Als er jemanden holte, den ich selbst zu ihm geschickt hatte. Białystok, Minsk und Smolensk. München-Stadelheim. Der Tod kann es sich gewiss nicht leisten, dass er zu viel Zeit an jemanden verschwendet. Warum war ich eine Ausnahme?

Ich erinnere mich, dass es ein angenehmes Gefühl war, als die nackten Füße die feuchte Erde berührten. Ein vertrautes Gefühl, der einzig denkbare Ort für meinen Abgang. Der Schnee war längst geschmolzen, der Boden weich und schlammig. Es war ein sonniger Tag, und alle Welt sprach vom Frühling, aber die Luft trug noch keine Spur von ihm, war noch winterherb und vom Einheizen gegen die Kälte verräuchert. Im Hosenbund steckte die Luger, ich spürte den Kolben bei jedem Schritt. Ich wollte mich genau in der Mitte platzieren, den Fichtenwald hinter mir, die Krähen gaben mir das Geleit. Wollte dem am Feldkreuz hängenden Herrn Jesu Lebewohl sagen und abdrücken. Sollte er ruhig zuschauen, wie ein weiteres Schaf dem Hirten die Gefolgs-

schaft aufkündigte. Wobei ich nicht davon ausging, dass ein einzelnes Schaf für ihn noch von Bedeutung war.

Ich zog die Pistole mit der unversehrten Hand aus der Tasche und presste sie an meine Schläfe.

Einatmen.

Ausatmen.

Da störte ein Motorgeräusch die Stille vor dem Schuss. Es war jener Opel Blitz, der die Leute dazu brachte, sich zu bekreuzigen, wenn er vorbeifuhr. Nicht viel später stakste Johann Reichhart langsam über das Feld auf mich zu. Staatlich bestellter Scharfrichter für die Hinrichtungsorte München, Dresden, Stuttgart, Frankfurt und Wien. Vielleicht der gefragteste Mann im Deutschen Reich. Er trug noch immer oder schon wieder seine Arbeitskleidung: den abgewetzten schwarzen Frack, den Zylinder hatte er allerdings im Auto gelassen. Mit der Luger in der Hand stand ich da wie ein Pennäler, den man beim Rauchen erwischt hatte.

»Wenn du es nicht richtig machst, wirst du erst recht unglücklich«, sagte er mit seiner heiseren Stimme. »Warum fragst du nicht mich? Ich habe alles, was man dafür braucht, in meinem Auto. Und so schnell und gründlich bekommt das hierzulande niemand hin, das weißt du doch. Also, mein Junge, was machen wir jetzt?«

Die erste Begegnung

1936 bis 1941

Vater und das Maifräulein

Der Vater mochte die Hitlerjugend nicht. Am Stammtisch in der Alten Post sagte er mit Sicherheit nichts darüber, so schlau war er. Der Krinner Toni trug jedes verdächtige Wort an die Gestapo weiter, und der Krinner Toni saß an fast jedem Stammtisch im Umkreis, als gäbe es von ihm so manchen Doppelgänger. Jedenfalls mochte der Vater die Hitlerjugend nicht, weil er wegen ihr Konrad und mich mit einer anderen Person teilen musste – mit einem dahergelaufenen Mittzwanziger, der besonders zackig auftrat in der braunschwarzen Uniform und dabei noch nichts vom Leben wusste und noch nichts von der Welt gesehen, geschweige denn irgendetwas gearbeitet hatte. Max, der HJ-Führer. So einer konnte den Vater gernhaben, ein Gscheidhaferl, ein brauner Hanswurst. Und nicht nur, dass der Hanswurst nun anfang, seinen Söhnen zu erzählen, wie die Welt funktionierte, wer gut und wer böse war. Er raubte ihm kostbare Zeit, mehrere Stunden in der Woche. Zeit, in der er Konrad und mich gut am Hof hätte brauchen können, was heißt gut, es stand einfach außer Frage, dass er und nur er über seine Söhne verfügen konnte und niemand anderes.

Doch er hütete sich, etwas zu sagen, würgte alles hinunter, knirschte mit dem Kiefer, wenn die Leute groß daherredeten am Stammtisch, wenn sie von der Mechanisierung der Landwirtschaft fabulierten, der Rückgewinnung deutscher Ernteflächen im Osten. »Das Entscheidende, Hermann, das sind die Bauern. Ihr werdet Deutschland ernäh-

ren, wenn unsere Söhne sich aufmachen, die alten Grenzen wiederherzustellen.« Der Vater nickte kaum merklich. »Frei-lich«, sagte er dann, oder er schwäbelte »so isch des«. Beim Abschied nuschetete er das »Heil Hitler!« kaum hörbar in den Mantelkragen hinein.

Am Stammtisch war der Vater nicht der Wortführer wie zu Hause, war nur Mitsitzer und Mittrinker; er durfte froh sein, dass er den Platz bekommen hatte. Für die anderen war er noch immer der Zugezogene. Außerdem war er nicht einmal ein Veteran, den leichten Hinfuß hatte er sich mit der Sense beigebracht. Ich gehe davon aus, dass der Vater sich selbst nach dem vierten oder fünften Bier nicht sonderlich wohlfühlte in dieser lauten und rauchschwangeren Versammlung der Dorfwichtigsten, doch er ließ nicht einen einzigen Abend aus. Er war beharrlich in solchen Dingen, nach ein paar Jahren würden sie ihn für voll nehmen, und er würde mit seinen Auffassungen Gehör finden. So saß er schweigend am Tisch, der kolossale Hermann Unterseher mit dem fettigen schwarzen Haar, ungeschnitten wie je, gräuliche Bartstoppel im Gesicht, noch in der Arbeitskluft aus einfachem Leinen, darüber ein wärmendes Wams, das er in der Wirtsstube schnell ablegen konnte.

Die neue Regierung interessierte ihn nur deshalb, weil sie Einfluss nahm auf sein Geschäft, und sein Geschäft bestand nun einmal darin, Getreide und Kartoffeln zu ernten und ein bisserl Vieh zu halten. Darin war er gut, und dazu hatte er den anderen einiges zu sagen, denn sie waren ja in mancher Hinsicht völlig auf dem Holzweg, wie er dachte. Wenn sie anfangen – und sie fingen an –, die jungen Männer zur Wehrmacht zu schicken und zu verheizen, dann würde bald niemand mehr da sein, der die Arbeit macht. So einfach war das. Doch er biss sich auf die Zunge, und solange

er am Stammtisch noch nicht akzeptiert wurde, blieben der Bruder und ich die Ableiter seiner Gedankenblitze, und wehe, wir hörten ihm nicht zu.

Eine typische Nachtszene, wenn der Vater von den Stammtischabenden zurückkehrte: Konrad und ich arbeiten im Stall, arbeiten im Haus, kümmern uns um die Tiere oder reparieren etwas, es ist nach Mitternacht, wir müssen die Zeit in der HJ nachts nacharbeiten. Funzellicht, die Augen brennen, der Magen knurrt, wir leisten uns eine gemächliche Gangart, träumen von Kleinem und Großem, doch als wir den Vater heranzupoltern hören, straffen sich unsere Körper, und wir täuschen vor, eifrig zu sein, seit Stunden schon. Je mehr er getrunken hat, desto eindrücklicher ist seine Lektion, das wissen wir. »Das eigene Feld, das muss man im Griff haben, und nicht von irgendwelchen Ländereien in Russland träumen, von Hunderttausenden Rindern, die zusammen wahrscheinlich so viel Milch geben wie tausend deutsche Kühe. Weil unterernährt, weil keine Maschinen, weil derbe Winter. Versteht's ihr des?« Manchmal, wenn er den eigenen Worten nicht genug Wirksamkeit beimaß oder vielmehr unseren Köpfen nicht die angemessene Aufnahmefähigkeit, packte er seine beiden Kaninchen am Schlafittchen und schüttelte sie ordentlich durch, begleitet von einem nahezu dialektfreien »Was wisst's ihr denn schon?«.

Es war allerdings so, dass Max trotz dieser nächtlichen Lektionen eine erhebliche Wirkung auf uns hatte. Auf den Bruder noch mehr als auf mich. Konrad vernarrte sich in die Symbole und Rituale, vernarrte sich in alles Militärische, als hätten wir zu Hause nicht schon eine Art Regimentszeit zu durchleben. Doch die HJ war ein Regiment,

dem er zwar einerseits unterworfen war, auf dessen Rekruten er aber selbst nach und nach Einfluss nehmen konnte, das war der Unterschied. Max fand Gefallen an meinem Bruder, vermutlich mehr an seinen Muskeln als an seinem Verstand, er sah in ihm einen leistungsfähigen Kriegskörper. Er übertrug Konrad die eine oder andere Aufgabe, so durfte er kleinere Ertüchtigungs- und Wehrübungen leiten; alles Weltanschauliche, auch das Loben und das Strafen, blieben natürlich in Max' Verantwortung. »Was sind wir? Pimpfe! Was wollen wir werden? Soldaten!« Und so wurde Konrad Max' Jünger in braun-schwarzer Uniform, sichtbar geschmückt mit den Bändern seiner Erfolge. Von solchem Lob und solchen Auszeichnungen konnte er daheim nur träumen.

Was mich betraf, so war ich für all das durchaus empfänglich, was auch daran gelegen haben mag, dass wir dem Hof zweimal in der Woche fernbleiben konnten. Ich hatte keine Schwierigkeiten, den Leibesübungen zu folgen, schießen mochte ich gerne und konnte es gut, und was Max über die Ordnung und Unordnung der Welt erzählte, verstand ich zwar, aber es berührte mich kaum, genauso wenig wie das, was uns der Lehrer versucht hatte einzubläuen, als wir noch zur Schule gingen. Was mir gefiel, war das singende und pfeifende, schleichende und schnaufende, krabbelnde und rennende Sich-Ausleben in Feld, Wald und Wiese, häufig mit Lagerfeuer und Fackelzügen feierlich zu Ende gebracht. Eigentlich waren das nichts weiter als gemeine Pfadfindertage, allerdings von Max mit einer höheren Bedeutung geadelt; an solchen Tagen lief er zur Hochform auf. Dann kamen wieder diese raunenden Worte, und sie waren sicher treffend, denn sie trafen den Bruder, und ich konnte doch sehen, wie wichtig sie ihm waren. Ich dachte, da ich zu ihm

aufblickte, es müsste mir genauso gehen, allein ich empfand die gewünschte Kameradschaft zu den anderen nicht oder vielleicht nicht so, wie Max sich das vorstellte, und ich wollte nicht für die anderen durch Himmel und Hölle gehen, für niemanden meine Hand ins Feuer legen, und ich wusste nicht, warum ich auserwählt sein sollte, diesen Planeten von Schmarotzern und Brandstiftern zu befreien.

Vater hatte nach solchen Tagen, an denen wir ihm bis auf wenige Stunden ganz fehlten, eine noch spürbar schlechtere Laune als nach gewöhnlichen HJ-Treffen, wir mussten diese Ausflüge lange büßen.

Da Max Konrad aufgrund seiner braunen Begeisterung und seines beharrlichen Fleißes eine Sonderstellung einräumte, wurde er von den anderen im Bunde respektiert, wenn auch manchmal widerwillig. Als sein Bruder genoss ich ebenfalls einen gewissen Schutz. Waren Hänseleien und Schlägereien mit dem zugezogenen schwäbischen Bauerntrampel in der Schule ein beliebtes Ritual gewesen, hörte dies mit dem Eintritt in die Hitlerjugend und der damit verbundenen Karriere des Bruders rasch auf.

Die Hitlerjugend machte keinen großen Unterschied, was Rang und Herkunft eines Kindes betraf: Jungarbeiter, Arbeitslose und Mittelschüler krochen mit den wenigen Oberschülern der Gegend, zumeist Lehrersöhne, durch den Dreck und piffen *Kann denn Liebe Sünde sein*. Man verachtete sich wechselseitig, doch man blieb stumm, und Max verstand es auf die ihm eigene Art, alle beisammenzuhalten.

Wundersamerweise fand ich in einem dieser Söhne aus besserem Haus einen Freund. Es war der Junge, der nicht nur bei allen körperlichen, sondern auch bei allen geistigen Anforderungen in der Gemeinschaft am meisten zu leiden hatte. So viele Erinnerungen, so viele Bilder, die mich

manchmal sogar schmunzeln lassen: Paul schafft es nicht, vierhundert Meter am Stück zu rennen. Er stößt die Kugel, sie bleibt vielleicht zwei Meter vor ihm liegen und schämt sich, »von so einem Degenerierten« (Max) in den Matsch geschmissen worden zu sein. Das Lied *Nun lasst die Fahnen fliegen* bereitet ihm körperliche Schmerzen, wenn er es schmettern soll, er zuckt und windet sich, sein Gesicht spricht Bände. Überhaupt konnte Paul nur schwer seinen Unwillen verbergen, was Max zu immer neuen Ermahnungen, Drohgebärden und tatsächlich verübten Strafmaßnahmen verleitete. Dass Paul durchhielt und seine Tränen verdrückte, bewundere ich noch heute. Dass wir uns näher kennenlernen würden, war keinesfalls abzusehen, doch bevor ich von Paul erzähle, muss ich auf das Maifräulein und meine erste Begegnung mit dem Tod zu sprechen kommen. Ohne das Maifräulein wäre diese Geschichte nicht vollständig, wäre sie eine Gleichung, in der eine entscheidende Variable fehlte.

Nachdem die Mutter bei meiner Geburt gestorben war, bekamen wir regelmäßig Besuch von ihrer Schwester, Tante Lena. Als der Vater noch am Hof des Großvaters in Lohn und Brot stand, war sie immer um uns gewesen. Sie hatte sich um all das gekümmert, wozu mein Vater nicht willens war oder nicht in der Lage.

Später, als er den Hof seines unerwartet verstorbenen Cousins übernahm, sahen wir sie nur noch einmal im Jahr, immer im Frühling, zumindest in meiner Erinnerung, daher nenne ich Tante Lena das Maifräulein. In den Tagen, die sie bei uns verbrachte, gingen wir dem Vater nicht weniger zur Hand, aber wir hatten die Gelegenheit, auch ihr zur Hand gehen zu dürfen, und das bedeutete uns viel. Wir

bekamen einen flüchtigen Eindruck davon, dass man die Dinge auch auf eine andere Art anpacken konnte, als es der Vater tat. Mit Freude, mit Aufmerksamkeit, mit Geduld. Ihr zuzusehen, wie sie Brot buk! Am Vorabend schüttete sie das Mehl in einen großen hölzernen Trog und rührte das Dampfl an. Der Teig blieb neben dem Kachelofen über Nacht stehen, mit einem Leintuch bedeckt und mit einem Spritzer Weihwasser bedacht. In aller Frühe knetete Tante Lena dann den Teig – ohne Hektik und scheinbar ohne jede Kraftanstrengung. Dieser Gesichtsausdruck, dieses völlige Versunkensein in der Tätigkeit, später habe ich das noch einmal beobachtet, bei Paul, wenn er gelesen hat. (Es hätte die Welt um ihn herum zuschanden gehen können, er hätte nicht von den Seiten aufgeblickt.)

Das Gehetztsein und der von meinem Vater ausgeübte Zwang gegen Mensch und Material standen zu diesem beinahe schwebenden Umgang mit den Dingen in scharfem Kontrast. Zwar konnte oder wollte er sich gegenüber der Schwester seiner verstorbenen Frau nicht so grob geben, doch bereits wenige Stunden nach ihrer Ankunft fing er an, ihr den Aufenthalt bei uns zu verleiden. Eine Rumpelkammer diente ihr als Schlafstätte, sofort wurde sie mit irgendwelchen Aufgaben betraut, und mein Vater wich nicht einen Deut von seinen üblichen Arbeitsroutinen ab, nahm sich nicht eine Sekunde mehr Zeit, um ein Gespräch zu führen, einen Malzkaffee zu trinken; vermutlich nicht einmal eine Sekunde, um sich an Josefine Unterseher, geborene Klim, zu erinnern, da er doch im Gesicht ihrer Schwester so viele Züge seiner Frau erkennen musste: die spitze Nase, die braunen Augen, das Haar von jener offiziell erwünschten goldenen Farbe. Vater schien es sich nicht zu erlauben, das zu sehen; im Gegenteil, er arbeitete noch mehr und schin-

dete uns noch mehr als sonst. Immer im Mai, wir, vierzehn- und zwölfjährig, wir, fünfzehn- und dreizehnjährig, wir, sechzehn- und vierzehnjährig. Im Frühjahr 1936 sagte das Maifräulein einen folgeschweren Satz, und ich weiß nicht mehr, ob ich sie damals dafür bewunderte oder ihr sogar böse war, dass sie unsere gemeinsamen Stunden so unbeachtet aufs Spiel setzte.

Tante Lena war nicht blind. Sie sah mit Sicherheit, dass ich in jeder freien Minute etwas in ein Hefterl kritzelte, dass ich Vögel zeichnete, dass ich die Namen von Pflanzen und Tieren lernte. Sie sah, dass ich rechnen übte; dass ich mir Schach beibringen wollte und dabei kläglich scheiterte; dass ich mir über Geld Gedanken machte und den Vater danach fragte, der wiederum mit dem Hinweis, das sei seine Sache, eine Antwort schuldig blieb. Sie sah, was mein Bruder da schnitzte; sie sah, mit wie vielen Bällen er jonglieren konnte; dass er Feuerspucken konnte; dass er onanierte; dass er eine Verliebtheit in den Augen hatte.

Sie sah das alles, auch woran wir litten, und am Abend vor ihrer Abreise fragte sie den Vater, ob sie uns nicht für ein paar Tage in die Heimat mitnehmen könne, auf den Hof des Großvaters in der Nähe des Städtchens Forchtenberg. Damit die Jungen bekannte Gesichter sähen, die alten Wege beschritten, sich erinnerten. Zwei, drei Tage nur, mehr nicht. Und dann der fatale Satz: »Damit sie nicht vergessen, dass sie eine Mutter hatten.«

Ich muss erwähnen, dass sich der Großvater nicht besonders gut mit seinem Schwiegersohn verstanden hatte. Es war zwar eine Selbstverständlichkeit gewesen, dass er den Vater nach der Hochzeit an den Hof holte. Und da der Großvater selbst keinen Sohn hatte, würde der Schwiegersohn den Hof einmal übernehmen, so wollte es die Tradi-

tion. Es hatte aber mehrere Streitigkeiten gegeben, die zu verstehen ich noch zu klein war; erst später habe ich zusammen mit Tante Lena versucht, alles zu rekonstruieren, und wir sind auf verschiedene Gründe für die Fehde gekommen. Vater und Großvater hatten sehr unterschiedliche Auffassungen darüber, wie man einen Hof führt. Großvater war ein stolzer Großbauer, der neben der harten Arbeit auf Umgangsformen und auf Rituale Wert legte. Er war großzügig, beim Erntemahl oder am Schrannentag gab er gerne zwei Fässer Bier aus. Außerdem war er ein Pferdenarr, er war stolz auf seine Haflinger und Pinzgauer, die teilweise schon fünfzehn Jahre klaglos ihren Dienst taten. Der Traktor? Futterschneidemaschine, Hackenzylinder, Mähbinder? Der Großvater tat sich schwer mit diesen Neuerungen. Der Vater hingegen befürwortete die Technik. Die Leistung eines Dampfpflugs, und das war nichts Neues mehr, lag bei 30, 35 Tagewerken! Eine unfassbare Steigerung der Produktivität, denn nicht jeder Knecht war so beflissen und tatkräftig und interessiert, wie der Vater das gerne gehabt hätte: »Manche arbeiten doch nur, um zu saufen.« Außerdem, und das ist vermutlich bedeutsamer, wird der Großvater einen stillen Vorwurf mit sich herumgetragen haben. Gesagt hat er es nie, aber dass er seinem Schwiegersohn in irgendeiner Weise Schuld am Tod seiner Tochter gab, das hat man ihm wohl angemerkt, meinte Tante Lena.

Ich hielt es so, und das hat sich nie geändert, den Tod der Mutter, wenn überhaupt, möglichst beiläufig zu erwähnen oder besser ganz darüber zu schweigen, um nicht mein eigenes Schuldgefühl zu nähren. Doch dadurch erkannte ich die Zusammenhänge nicht; erkannte nicht oder erst viel zu spät, wie stark es das Denken und Handeln der Familie beeinflusste, ohne Josefine Unterseher zu leben.

Als Hubert, der Cousin meines Vaters, verstarb und sich die Gelegenheit bot, dessen sehr viel kleineren Hof zu übernehmen, zögerte der Vater wahrscheinlich keinen Augenblick. Dass er uns mitnahm, sollte der letzte Streit zwischen Großvater und Schwiegersohn gewesen sein. Der Vater hatte mit Forchtenberg ein für alle Mal abgeschlossen.

Tante Lena wusste all das, dennoch versuchte sie es noch einmal, als wir am Eichentisch zusammensaßen. »Großvater ist dir nicht mehr gram, er ist viel versöhnlicher in letzter Zeit.«

Da schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch und brüllte: »Niemals! Und jetzt kein Wort mehr darüber.« Der Nachhall des Faustschlags dröhnte noch in der Luft, da gab ich mir einen Ruck und warf ein: »Ich möcht aber gern, Vater. Und es sind doch nur ein paar Tage.« Der Vater sah mich für einen Moment verwundert an, seine Gesichtsfarbe verdunkelte sich, dann zischte er, die Söhne sollten aufs Zimmer gehen. Sofort.

Am nächsten Tag war das Maifräulein fort. Ohne Abschied zu nehmen. Und am darauffolgenden Tag kam es zu jenem Aufeinandertreffen zwischen Vater und mir im Kuhstall. Er lief auf mich zu, so schnell er mit seinem Hinkefuß laufen konnte; sein gewohnt gehetzter Arbeitsgang, er hätte genauso gut an mir vorbeigehen können, weil er noch den Bulldog reparieren, nach dem Vieh sehen oder etwas anderes erledigen musste. Er sagte kein Wort, ansatzlos schlug er mir in die Magengrube, ich knickte zusammen, dann packte er mich mit den Pranken, zog mich hoch, sagte nur: »Du widersprichst mir nicht mehr, nie mehr, hörst du?« Er ließ mich los, benommen stand ich vor ihm und dachte, ich hätte es überstanden. Doch da flog die zweite Faust, diesmal

schlug er mir ins Gesicht. Ich muss kurz bewusstlos gewesen sein; als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden neben einer Wasserlache. Es roch nach Stall, aber ich hatte die Spur eines anderen, sanften Geruchs in der Nase – der Waschzuber von Tante Lena. Vater war noch immer außer sich, wahrscheinlich auch darüber, dass ich so ein Schwächling war. Sicher hatte er es ursprünglich bei einer solchen Maßregelung belassen wollen, und ich werde diesen Blick von oben herab nie vergessen, diesen Blick in diesem kurzen Moment der Stille, in dem die Entscheidung fiel, dass er nicht von mir ablassen würde. Der Vater fing an zu treten, einmal gegen das Gesicht, mehrmals gegen den Brustkorb und gegen den Bauch; nach einer Weile floh mein Geist die Tritte, und ich spürte keinen Schmerz mehr.

Es war nicht schwarz um mich herum, und es war nicht weiß, es war kein Licht, und es war kein Schatten, es war nicht laut, und es war nicht leise, es war in allem ein Dazwischen, ein Friede, es war der Anflug der Idee, dass man die tägliche Mühsal auch hinter sich lassen konnte und dass es nicht schlimm war, denn es gab da jemanden, der einen aufnahm, der einem nicht böse war, der ohnehin schon alles gesehen hatte, was Menschen tun und sich antun können. Keinen Richter, es war kein Oben, und es war kein Unten, es gab kein Richtig, und es gab kein Falsch.

Heute ahne ich, dass es aus medizinischer Sicht ein beachtliches Glück gewesen ist, dass ich diese Prügel überlebt hatte. Damals dachte ich, der Tod habe mich noch nicht bei sich haben wollen, ich war schließlich erst siebzehn Jahre alt, ohnehin eine Unglückszahl. Aber solche Überlegungen kamen erst, als ich mich langsam wieder erholt hatte. Der

Zustand des Dazwischen währte nur kurz, und ich konnte, bevor mich Dunkelheit umhüllte, noch einen kurzen Blick auf den Vater werfen, nachdem er von mir abgelassen hatte. Er schlug mit dem Kopf gegen einen Holzpfeiler, und es entfuhr ihm ein Schrei, den ich bis heute im Ohr habe. Kein menschlicher, kein tierischer Laut, auch der lag irgendwie dazwischen. Dann seufzte er, weinte, der Name Guscht, mein Name, so liebevoll, so zart von ihm ausgesprochen, wie ich es nie zuvor gehört hatte. Dann war er weg.

Die Magd hat mich gefunden und Konrad gerufen. Sie haben mich zusammen in die Kammer getragen und aufs Bett gelegt. Selbst wenn ich es gekonnt hätte, hätte ich die nächsten Tage nicht das Zimmer verlassen dürfen. Der Vater wollte mich nicht sehen. Der Doktor kam, nähte die Gesichtswunde und tastete die Rippen ab, den Bauch, ich konnte vor Schmerz kaum atmen. »Alles ruhigstellen«, sagte er. »Und beten. Jeden Tag beten. Nach ein paar Wochen wissen wir, was heilt und was kaputt bleibt. Herrschaftszeiten, das war aber ein ganz gewaltiger Sturz, Junge, nicht wahr?« Der Doktor sah mich nicht mitleidig, eher angewidert an.

Die Erinnerung ist nicht zu kontrollieren, sie spielt ihr Spiel mit mir, sie ist manchmal wie ein Hund, der sich einmal dahin und einmal dorthin legt. Wenn sich der Erinnerungshund aber in eine bestimmte Position begibt und ich die Bilder von jenen Tagen im Kopf habe, erscheint es mir, als wäre ich erst mit den Worten »Ich möcht aber gern, Vater. Und es sind doch nur ein paar Tage« zur Welt gekommen. Als ich dem Tod das erste Mal begegnete, war ich siebzehn, aber eigentlich nur wenige Stunden alt.

Danach änderte sich viel: Ich fing an, den Vater zu beobachten; ja, ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass ich

ihn erst jetzt als eine von mir getrennte Person wahrnahm. Vorher hatte er stellvertretend für mich gelebt, und daher war seine Verfügungsgewalt über mich total gewesen. Meine Arme und Beine klebten zwar nicht an seinem Körper, doch sie funktionierten genau so, wie er es wollte. Das sollte sich ändern, und das eröffnete mir eine ganz neue Welt. Wenn ich meine Arbeiten schneller erledigt hatte als gedacht, suchte ich nach ihm und wurde zu einem stillen Beobachter. Ich wollte einfach wissen, wie sich der Vater verhielt und warum er sich auf diese Weise verhielt. Vielleicht wollte ich am Ende des Tages nur verstehen, warum er mich beinahe zu Tode geprügelt hatte. Das geschah so, wie man Tiere beobachtet, die einem nicht Auskunft über ihre inneren Vorgänge geben können. Man kann ihnen alles nur von außen abschauen und sich einen Reim darauf machen, genauso war es mit dem Vater. Er hatte nicht die Sprache, um über sich selbst und seine Beweggründe zu sprechen, und selbst wenn er sie gehabt hätte, er hätte sie niemals mir gegenüber im Mund geführt. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als ihn wie in einer Art Langzeitstudie zu beobachten, beinahe auf dieselbe Weise, wie ich das später mit den Vögeln versucht habe. Was tat er, wenn er nicht arbeitete? Wann und wie betete er? Wann schlief er mit der Magd, die dies mit geröteten Augen still erduldeten? Zu welchen Anlässen gönnte er sich etwas? Ein Bier mehr? Einen Birnenschnaps? Wann drehte er sich eine Zigarette, wozu er mit den schwieligen Händen kaum in der Lage war? Ich machte Aufzeichnungen und tat alles dafür, dass er sie nie entdecken würde. So ergab sich nach und nach ein neues Bild des Vaters, den ich deswegen nicht weniger fürchtete und vielleicht nicht einmal besser verstand. Ich konnte nur besser vorhersagen, in welchen Stunden man sich besser

von ihm fernhielt, meine Studien hatten also durchaus einen alltagspraktischen Nutzen.

Als die Rippen ausgeheilt waren und ich nicht mehr dauerhaft unter Kopfschmerzen litt, meldete ich mich wieder zur Arbeit. Ich hatte bis dahin, es war sicher ein Monat vergangen, kaum ein Wort mit dem Vater gewechselt. Er lächelte, als ich mich wieder arbeitsfähig zeigte, kniff mich sogar in die Schulter und sagte: »Nix für ungut, Bub.« Sollte das eine Entschuldigung gewesen sein, dann war es die erste aus dem Mund des Vaters, an die ich mich erinnern kann.

Und sollte ich gehofft haben, dass der Vater mich nach dem Zwischenfall mit dem Maifräulein nicht mehr schlagen würde, sah ich mich schnell getäuscht. Ganz aus dem Weg gehen konnte ich ihm nicht, und so fing es wieder an. Die üblichen Abreibungen, wenn ich etwas falsch gemacht hatte. Wenn ich einen Schemel oder einen Schraubenschlüssel liegen gelassen hatte. Wenn die Dreschwerkzeuge nicht sauber genug waren. Wenn mir die Krankheit eines Tieres nicht aufgefallen war. Wenn ich den Lanz-Bulldog nicht auf Hochglanz gewienert hatte. Ich habe in den Jahren auf dem Hof nie die Erfahrung gemacht, dass das, was ich tue, ausreichend ist. Gerade wenn ich mir besondere Mühe gab, wenn ich die Aufgabe eigentlich übererfüllte, fiel dem Vater ein Detail auf, das ihm nicht passte. Ich hatte ein Gatter nicht richtig verriegelt. Ich hatte die Mistgabel nicht an ihren Platz gehängt. Ich hatte noch ein Fitzerl Dreck oder Öl an den Händen, als ich zu Tisch kam. »Ein Dämlack bist du, eine Schande, zum Scheißen zu blöd!« Manchmal wurde ich nur durchgeschüttelt, manchmal schlug er mich, und das schien niemals zu enden.

Der Vater hat nie zu uns gesagt: »Es ist gut!«; wir waren niemals fertig, und niemals war das, was wir taten, nach seinen Maßstäben genug. Einen Erfolg zu genießen, zu ruhen, all das kann ich bis heute nur sehr schlecht – der Vater konnte es überhaupt nicht. Es war am Hof auch schwer zu sagen, wann etwas erreicht, wann etwas geschafft war – alles blieb Stückwerk; war der eine Brandherd gelöscht, dann auf zum nächsten. Waren die wenigen Kühe, die wir nur für den Eigenbedarf hatten, gemolken, waren der Ochse, die Pferde und die Schweine noch nicht versorgt, war noch nichts repariert, gesäubert, war die Ernte noch nicht eingeholt. Und war das Getreide geerntet, waren bald die Kartoffeln dran, und ehe man sichs versah, ging es wieder von vorne los. Wir taten immer nur das Nötigste, sprangen von Dringlichkeit zu Dringlichkeit und zählten am Abend auf, was noch nicht erledigt worden war, sodass es immer Zusatzaufgaben gab. Der Vater konnte die Dinge nicht mit Ruhe und Bedacht angehen, alles musste schnell, schnell gehen. Konrad und ich hatten durchaus Ideen, die Abläufe zu verändern, doch nachdem wir ein paarmal dafür nur Hohn und Spott oder die flache Hand geerntet hatten, sagten wir nichts mehr. (Und war es uns wirklich wichtig?)

Diese Art zu arbeiten stieß uns alle auf eine Spirale, von der wir nicht abspringen konnten. Der Druck erhöhte sich immer mehr, bis es endlich Winter wurde und uns die Natur eine Verschnaufpause verordnete. Wenn aber nicht Winter war, reichte jeder Funke, um das mit Sprengstoff randvoll gefüllte Vaterfass explodieren zu lassen.

Dass er mich arbeitsunfähig schlug, passierte ihm nur noch ein Mal. Die vier Wochen, in denen er nicht auf mich hatte zugreifen können, schienen nicht angenehm gewesen zu sein. Immerhin war ich ein halbwegs brauchbarer Knecht.

Außerdem verfeinerte ich durch die Vaterstudien mein Verhalten so, dass er immer weniger Anlass für die ganz großen Ausbrüche hatte. Einmal machte ich allerdings einen dummen Fehler. Die Lust lässt einen sorglos werden, auch das musste ich durch Schmerzen lernen.

Der Vater erwischte mich beim Onanieren. Hinterm Stall, praktisch in aller Öffentlichkeit. Mit der Ankündigung, er würde jetzt den Quark aus mir herausprügeln, verdrosch er mich und renkte mir dabei die Schulter aus, die der Doktor erst wieder einhängen musste. Wieder dieses gequälte Gesicht: »Ein paar Tage Pause, dann wird das schon gehen. Du musst mehr aufpassen, Junge, du scheinst ein rechter Tagträumer zu sein, so oft, wie du hinfällst.«

Nachdem er mich verprügelt hatte, hielt der Vater noch einen Vortrag über dieses gottlose Verhalten. Dass ich krank sei und noch kränker werde, wenn ich mich weiter an mir versündige. Dass er mir abfaule, dass Gott mich strafen werde, dass ich nie eine Frau finden, nie Kinder zeugen werde, dass ich niemals ein ganzer Mann werden, mich die Kirche bald ausspucken würde wie einen gemeinen Ketzer.

Ich war sehr zornig, und mein Zorn suchte sich einen neuen Fluchtpunkt, einen noch höheren, wenn man so will. Dass Gott und dieser Herr Jesus, der hier überall an den Kreuzen hing, mich nicht schützten, sondern auch noch als Grund für die Bestrafung angeführt wurden, das empfand ich als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Vermutlich war es der Zorn, der Schmerz, was auch immer, jedenfalls ließ ich mich zu einer Tat hinreißen, von der ich wusste, dass ich sie bereuen würde, aber gerade dieses Wissen stachelte mich weiter an. Ich war bereit, eine Grenze zu überschreiten, den physischen oder seelischen Schmerz in Kauf zu nehmen. Noch mit ausgekugelter Schulter lief ich

vom Hof bis zum nächsten Feldkreuz. Ließ die Hosen runter, pinkelte, die Sünde in der Hand, vor das Kreuz auf den Boden und schwor dem Herrn Jesu ab. »Soll mich doch der Teufel holen!«

Ich lief zurück zum Hof in dem Glauben, durch diese ketzerische Tat nun meine Seele verloren zu haben, dem Teufel hatte ich sie in die Arme geworfen, und das war nicht mehr rückgängig zu machen. Anfangs war mir das ganz egal, und abends, als es mir dann doch leidtat, kam mir die Rede von dem Einen Blut in den Sinn, die Max so häufig im Munde führte. Ich fing an zu bereuen, gleichzeitig ärgerte ich mich darüber, dass mein Leib und auch mein Geist derart beeinflusst waren von etwas Vererbbaaren; von einem Zwang, den man nicht durchbrechen konnte. Dass auch das Blut des Vaters durch meine Adern fließen sollte, das erschreckte mich, ärgerte mich, das hatte die Natur nicht gut eingerichtet. Wenn ich so werden sollte, ja werden musste wie der Vater, dann würde mir auch kein Herr Jesu mehr helfen. Dieser Gedanke linderte die Reue merklich. Das Schmerzmittel des Doktors ließ mich einschlafen, und ich spürte lange nichts von einem Verlust. Ohne Seele durchs Leben zu gehen, fühlte sich nicht schlecht an.

Wie ich zu den Vögeln kam

Es war einer dieser monumentalen Hitlerjugend-Samstage. Einen ganzen Tag, abgesehen von den Nachtstunden, mussten wir nicht am Hof arbeiten; wir hatten uns erneut aufgemacht, Feld, Wald und Wiese zu erkunden. Junge Pferde sollten wir sein, die unbefestigten Wege kamen wir entlanggeweht. Der Körper sollte ertüchtigt, der Geist erfrischt werden, und Max verfiel in seinen raunenden Tonfall. Er war zum Scharführer aufgestiegen und betreute unsere Kameradschaft nur noch, weil wir seine ersten Schützlinge waren und er uns in bestmöglicher Verfassung an den Reichsarbeitsdienst und an die Wehrmacht übergeben wollte. Mein Bruder als Kameradschaftsführer hatte längst die meisten Aufgaben übernommen, aber die Samstage, die ließ sich Max nicht entgehen.

Alles an diesen Samstagen war bedeutsam, hinter jedem Baum lauerte die totale Erkenntnis über den Zusammenhang von Ich und Wir, Volk und Welt, Krieg und Frieden, Wahn und Wirklichkeit. Max machte stets ein Geheimnis daraus, was uns für Prüfungen erwarteten, über meinen Bruder wusste ich aber meistens Bescheid. So wusste ich auch, dass an diesem Spätsommertag des Jahres 1937 Paul aus der Gruppe verbannt werden sollte. Konrad und Max waren es leid, dass Paul kaum einen der Befehle ohne Murren oder einen schiefen Mund entgegennahm. Dass er sich bei den Leibesübungen manchmal absichtlich wie ein Kleinkind anstellte. Dass er bei den weltanschaulichen Vorträgen mit den

Augen rollte. Es hatte genug Strafrunden, Liegestütze, Abortschrubben, Anspucken, Salutieren in Unterwäsche und andere kleine Erniedrigungen gegeben, Pauls Trotz war daran nicht zerbrochen. Zudem gab es Gerüchte, Pauls Vater sei ein Jude. Er arbeite bei einem Wissenschaftler in München, dem sogenannten Bienen-Frisch, und dieser sei im mehrfachen Sinne nicht ganz sauber und ein Judenfreund. »Er hat ihn satt«, informierte mich mein Bruder in gewohnter Knappheit. »Er will ihm am Samstag eine Judenschrift unterjubeln. Und dann Tornisterkontrolle. Und – zack!«

Max wählte mich für diesen kleinen Sondereinsatz aus. Als wir uns frühmorgens am Rande eines Feldes trafen, teilte er uns in Marschpaare ein, alle bekamen einen Auftrag. Paul und ich sollten auf einen Hügel wandern, um dort ein Holzkreuz durch eine Hakenkreuzflagge zu ersetzen. »Marsch, Marsch, bis fünf Uhr seid's wieder da!« Max zwinkerte mir zu, um mich an meinen besonderen Auftrag zu erinnern – tatsächlich hatte ich bereits seit dem Vorabend besagtes Buch im Tornister, ich kann mich nicht erinnern, welches. Es muss etwas eindeutig Verbotenes gewesen sein, vielleicht Tucholsky oder Marx. Dass man wegen eines läppischen Buchs einen solchen Ärger heraufbeschwören konnte, hatte ich in der Schule schon einmal gehört, geglaubt hatte ich es wohl nicht. Ein Buch, was war das schon? Doch Max wusste in der Regel, was er tat.

Der Hügel war einen strammen Halbtagesmarsch entfernt, wir mussten uns sputen, und ich war mir nicht sicher, ob Paul überhaupt mitziehen würde. Er war jedoch bisher nie als Kameradenschwein aufgetreten, nie hatte er einen anderen der Gruppe in seinen Dunstkreis aus Ablehnung und Hohn hineingezogen. Die Prügel hatte er immer allein kassiert.